

„Friedensreporter“ nicht nur am Bildschirm

Als „Friedensreporter“ und nicht als Kriegsberichterstatter sieht sich ORF-Korrespondent Dr. Friedrich Ortner. Sein Verständnis von seinem Job und seine Erkenntnisse über Krieg und Katastrophen zeichnen ein differenziertes Bild unserer Wahrnehmung der Ereignisse auf der Welt.

von **Gloria Staud**



Kommentar aus dem Bosnien-Krieg (1992-1995)



Reportage aus den Bürgerkriegsunruhen Mazedonien 2001

**„Im Bosnienkrieg glaubten wir, etwas
verändern zu können. Doch das Morden ging weiter.
Und das Leben auch.“**

Sein Gesicht kennen alle ORF-Zuseher seit den 1990er Jahren. Wo er vor die Kamera tritt, da fallen meist Bomben, wird auf den Straßen gekämpft, reihen sich humanitäre Katastrophen aneinander. Wo andere flüchten, dort fährt er hin, um zu berichten, um den Österreichern vor dem Fernseher ein Bild zu vermitteln: von Krisen- und Kriegsgebieten, von Angreifern und Opfern, von Elend und Gewalt. Sarajewo, Tirana, Bagdad, Kabul, Falludscha, um nur einige zu nennen. Der ORF-Redakteur und Reporter Dr. Friedrich Ortner gehört in unserem Land wohl zu den bekanntesten Augenzeugen der Weltpolitik. Mit seinen Augen „sehen“ wir Kriegsgeschehen tausende Kilometer von unserem sicheren Land entfernt, durch

seine Live-Berichte kommt der Krieg zu uns ins Wohnzimmer. Ein Kommentar der Kronenzeitung am Klappentext seines Buches „Verrückte Welt“ bringt auf den Punkt, wie der Journalist unser Bild vom Krieg prägt: „Der Krieg hat viele Gesichter. Eines davon – und das ist wörtlich gemeint – ist jenes des ORF-Korrespondenten Friedrich Ortner. Sein Gesicht erzählt oft mehr als unzählige Berichte.“

Nachrichten sind ein Geschäft

Seit Anfang September 2007 bereitet der Wiener Redakteur gerade eine schwierige und heikle „Story“ vor: einen Bericht über Libyen. Nach der Freilassung der rumänischen Krankenschwestern, bei der sich der französische Staatspräsident Sarkozy

als „Retter“ besonders in Szene gesetzt hatte, sind die Berichte nicht einfach zu gestalten. Das Land will sich nicht öffnen, doch es wird eine neue Machtbasis aufgebaut, in der Gadaffis Sohn eine besondere Rolle spielen wird. Zahlreiche Flüchtlinge machen sich auf den Weg nach Europa, berichtet Friedrich Ortner. Daher muss die EU die Vorgänge im Orient genau beobachten, geht der 58-Jährige beim Interview gleich in medias res auf die Frage, wie er seinen Beruf versteht. „Ich konnte Kontakt zu den bulgarischen Frauen aufnehmen, um die sich der bulgarische Staat jahrelang nicht gekümmert hat. Die Geschichte hat zahlreiche Facetten, vom Schicksal der Krankenschwestern über die politische Situation in Libyen bis zur Einmischung Frankreichs – und natürlich, wie sich dies alles auf Europa auswirken wird.“ Ob er nach Libyen fahren wird, ist noch ungewiss, die Geschichte wird redaktionsintern besprochen und dann wird entschieden. Mit dieser Auswahl der Beiträge hadert der Korrespondent oftmals. „In den Medien herrscht natürlich ein Verteilungskampf. Nachrichten sind ein Geschäft und so ziehen die ‚Katastrophenkarawanen‘ von einem Schauplatz zum nächsten“, berichtet er. Alle Blicken gehen in eine Richtung, in den 90er Jahren zum Balkan, dann nach Tadschikistan, jetzt in den Irak. „Das Gefährliche ist, dass alle über ein Ereignis berichten und nicht mehr weiter sehen. Dabei gibt es hunderte andere Krisengebiete zur gleichen Zeit.“ Und auch bei der täglichen Berichterstattung fehle der Platz für die Darstellung von Ursachen und Hintergründen: „Das ist oftmals nicht interessant genug zum Ausstrahlen für die Fernsehsender“, merkt Ortner kritisch an. Denn seine Auffassung von Journalismus orientiert sich noch an „alten, traditionellen“ Werten. „Der Journalismus ist für mich Berufung, nicht nur Beruf“, manifestiert der Wiener, der alltägliches Sensationsgehasche verabscheut. „Ich will doch nicht als Pausencdown zwischen zwei Werbeblöcken auftreten“, stellt er sein Verständnis von Berichterstattung klar. Wie ernst ihm diese Aussage ist, unterstreicht er mit einem aktuellen Beispiel. Schauspielerinnen Angelina Jolie war Ende August

im Irak in einer Flüchtlingsstation „aufgetreten“. Die ORF-Redaktion beriet darüber, ob diese Meldung in den Nachrichtenblock der „Zeit im Bild“ eingespielt werden sollte. Dr. Ortner setzte sich – erfolgreich – vehement dagegen ein: „Hier geht es um Krieg und verletzte Menschenrechte, da haben Schauspieler nichts zu



Im kriegszerstörten Beirut 2006

„Im Mittelpunkt steht nicht, wie eine Granate abgeschossen wird. Sondern welche Folgen sie hat.“



„Bosnische Kriegsarchitektur“ 1993: Ganze Landstriche von Derventa bis Mostar zeigten dasselbe Bild.

„In den vielen Jahren bin ich zynisch geworden: gegen mich selbst! Aber niemals gegen die Opfer oder die Zuseher.“

Reportage aus dem zerstörten Mostar: eine geteilte Stadt im November 1993



suchen“, verwies er die PR-Strategie aus der Sendung.

„Friedensbericht erstattung“ zwischen Tod und Gewalt

Interessanterweise war der Journalismus ursprünglich nicht das Lebensziel von Friedrich Orter. Sein Slawistik-Studium begann der Wiener mit der Intention, Lehrer zu werden. Doch das Probejahr in der Schule machte ihm klar, dass seine Interessen auf anderen Gebieten lagen. So begann Dr. Orter 1975 zunächst bei der Kurzwelle beim ORF und stieß dann, bedingt auch durch sein Studium, zur 1980 neu gegründeten Osteuroparedaktion, bei den „Lehrmeistern“ Paul Lendvai und Barbara Coudenhove-Kalergi. Den ersten Einsatz in einem Krisengebiet absolvierte der Journalist 1989 bei der blutigen Revolution in Rumänien. „Damals zeigte sich bereits, dass hier ein Teil Europas vor der Implosion stand. Durch meine russischen und serbo-kroatischen Sprach- und Kulturkenntnisse konnte ich die Berichterstattung übernehmen“, erzählt Friedrich Orter. Seit damals berichtet der Reporter von jeder Krise in diesem Gebiet. Das Wort „Kriegsberichterstatte“ mag er als Bezeichnung für seine Arbeit überhaupt nicht: „In den beiden großen Weltkriegen war die Kriegsberichterstattung in erster Linie Propagandaarbeit, militärische Strategie. Ich ziehe den Begriff ‚Friedensberichterstattung‘ vor. Für mich steht nicht im Mittelpunkt, wie eine Granate abgeschossen wird, sondern welche Folgen sie hat: die Verletzten, die Toten, die Auswirkungen.“ Gerade in seinen ersten Berichten vom Balkankrieg sah der ORF-Korrespondent seine Arbeit in erster Linie als Aufklärung und Mission für den Frieden. „Im Bosnienkrieg waren wir Journalisten überzeugt, dass unsere Berichte aus dem belagerten Sarajewo, aus dem umkämpften Mostar, aus den Gefechtszonen Zentral- und Ostbosniens über den medialen Effekt die politisch Verantwortlichen in Washington, Brüssel, Berlin, Paris, London und Moskau zum Handeln zwingen werden. Die deprimierende Erfahrung war, dass sich dreieinhalb Jahre lang überhaupt nichts zum Besseren wendete. Das Morden ging weiter. Und das Leben auch“, erinnert sich Dr. Orter im Epilog seines Buches „Verrückte Welten“. Seine Eindrücke aus den über 30 Jahren der Berichterstattung veröffentlichte er 2005 in einer „knappen

Fassung“, wie er selbst sagt, um nicht alles zu vergessen und das „Verschüttete nicht ganz zu verschütten“. Eindringlich und doch objektiv schildert Friedrich Orter Szenen aus seinen Berufsjahren, aus dem Bosnienkrieg, Albanien, dem Irak. Der „Alltag“ der Berichterstattung von Krieg und Katastrophe, so wie ihn die Reporter erleben. Denn mit dem Grauen werden sie täglich konfrontiert. „Er trug die Uniform der Paramilitärs. Ein modisch-schwarzes T-Shirt, eine dunkelbraune Jacke, eine braun-grün gesprenkelte Hose und Tennisschuhe. Die Hose war blutgetränkt, die Schuhe waren schmutzig. Der Zeigefinger der rechten Hand war gekrümmt, als wolle er den Abzug einer Pistole ziehen und schießen. Doch er konnte nicht mehr schießen. Er lag in einem Blechbehälter im Kühlfach Nummer 12 auf der Prosektur in Osijek. Er war der erste Tote in den Balkankriegen der 1990er Jahre, den ich zu Gesicht bekam. Er sollte nicht der letzte sein“, schreibt der Journalist über seine Begegnung mit dem Tod, die bald zum Alltag wurde.

Die Logik des Krieges verzerrt die Realität

Der Umgang mit menschlichen Schicksalen, Katastrophen und Tod verändert natürlich den Menschen. Auch Friedrich Orter spürte im Laufe seiner Berufskarriere, dass die Schreckensbilder sein Denken und sein Leben beeinflussten. „Der Krieg verändert den Menschen. Im Jahrzehnt der Balkankriege begann ich mich in Sarajewo, Zagreb, Mostar, Pristina und Skopje heimischer zu fühlen als zuhause. Es war ein normales Leben im Kriegsalltag. Die Kolleginnen und Kollegen, die man traf, dachten und fühlten ähnlich. Das Zimmer im zerschossenen Holiday Inn war die Ersatzwohnung, Ruinenbewohner wurden zu guten Bekannten, lokale Mitarbeiter, die vor Granaten und Heckenschützen zitterten, wurden gute Freunde.“ Die Worte eines Mannes, der gut acht Monate des Jahres in Kriegsgebieten unterwegs ist, erschienen selbst seiner Ehefrau, mit der er heute 34 Jahre verheiratet ist, fremd. Doch Friedrich Orter erklärt, dass sich der Mensch an alles gewöhnt, auch an den Schrecken. „Die Logik des Krieges verzerrt die Normalität und pervertiert den Hausverstand. In einem Schlachthaus versagt mitunter die scharf blickende Analyse, das Abnormale wird Routine, wer zu lange bleibt, wird Teil einer anderen Wirklichkeit.“ In den acht



Armeeputsch in Bangkok (2006)

„Die Logik des Krieges verzerrt die Normalität und pervertiert den Hausverstand.“

Mit Leibwache in Bagdad (2006)



Jahren am Balkan hat der Korrespondent neue Freundschaften geschlossen, in der Sprache des Landes gedacht, das Leben mit denen geteilt, über die er berichtete, in kalten Kellern und ausgebombten Hotels. „Wir hatten mehr Glück als Verstand“, weißer heute speziell über die bosnischen Kriegswinter zu berichten.

Doch nicht nur das Kampfgeschehen an sich kann zur Lebensbedrohung werden. Im Balkankrieg wurde Friedrich Orter 1991 für einige Wochen sogar von seinem Auftraggeber, dem ORF, aus dem Kriegsgebiet abgezogen. Generalmajor Aksentijevic hatte ihn in einer Pressekonferenz namentlich für eine Schießerei verantwortlich gemacht und quasi für vogelfrei erklärt. Weitaus gefährlicher als diese Episode sei jedoch in der Zeit das Leben für ihn in Wien geworden, sieht Friedrich Orter zurück: „Hier gab es auch Morddrohungen, etwa vom serbischen Kulturverein. Es haben sich damals groteske Szenen in Wien abgespielt: Serben und Kroaten, die eigentlich Nachbarn waren, haben sich plötzlich im Lokal ‚bekriegt‘ und dann Stunden später – nach genügend Alkohol – die Lieder der anderen Volksgruppe gesungen.“

Lokale Netzwerke, um die tägliche Kriegsfront zu kennen

Das große Problem in der Berichterstat-

tung über die Krisenherde besteht für den Wiener Journalisten darin, einen Überblick zu erhalten und die Lage richtig einzuschätzen. Oftmals mache sich die Zentralredaktion ein Bild vom Geschehen und der Reporter vor Ort kommt zu ganz anderen Schlüssen. „Man kann nicht von Bagdad berichten, wenn man nicht dort ist“, rechtfertigt der Korrespondent seine Aufenthalte in den Kriegsgebieten. „Die Schwäche der Berichterstattung im Krieg ist, dass man auf Informationen angewiesen ist. Manchmal hat man nur eine Quelle, aber es gibt unzählige Wirklichkeiten. Ich bin in Bagdad mit sechs Leibwächtern unterwegs gewesen, die mich natürlich auch durch ihre Informationen manipulieren wollten.“ Das „Handwerkszeug“ des Journalismus bleibe zwar gleich: Check-Gegencheck und am besten noch ein dritter Check. Doch wie kann man ein wahrhaft objektives Bild für die Zuseher in Österreich zeichnen? „Was heißt Objektivität? Das Objektiv der Kamera kann immer nur einen Ausschnitt der Wirklichkeit zeigen. Die Frage ist, wer sind die Opfer, wer sind die Täter, welche Motive stehen hinter den Konflikten“, so Friedrich Orter. Als Reporter sei man an gewisse Regeln gebunden, technische wie bürokratische, könne nur Mosaiksteine eines Geschehens präsentieren, resümiert der ORF-Korrespondent. Etwa beim Einmarsch der Amerikaner in Bagdad, als die

Medien den ungehinderten Einmarsch, umgestürzte Statuen von Saddam Hussein und jubelnde Iraker präsentierten. „Aber die Fernsehwelt sah nicht alles. Sie sah nicht, dass an diesem 9. April in Bagdad viele nicht gejubelt haben. Und sie wusste nicht, ob die, die in dieser historischen Stunde jubelten, nicht gestern noch Saddam zugejubelt hätten. Nicht jeder Befreite erlebte die Besatzung als Befreiung.“

„Wir können nicht dreimal am Tag die Kriegslinie wechseln“, berichtet er von den schwierigen Umständen in der täglichen Reporterarbeit. Denn es gibt beispielsweise im Irak die Seite der Iraker, der Amerikaner, der Zivilbevölkerung, der „Aufständischen“, die eigentlich gar keine sind. Für die journalistische Meisterleistung, umfassend und aus zahlreichen Blickwinkeln zu berichten, hat der Korrespondent zahlreiche Kontakte in den Krisengebieten aufgebaut, Dolmetscher, Informanten, Leute aus der Bevölkerung. In den Kriegszonen sei es wichtig, genau zu wissen, wo die Front gerade verlaufe, für Reporter genauso wie für Zivilisten und das Militär. Die größte Gefahr sei, wenn man die Sprache nicht kenne. Gerade im Irak sprächen jedoch viele Menschen schon russisch. So lernte Friedrich Orter zahlreiche Personen kennen, auch durch die Arbeit, die ihm nützliche Informationen zukommen lassen. In den ersten Mona-



„Der Krieg ist ein Geschäft und der Journalismus ein Geschäft mit Ablaufdatum.“

ten unter Saddam Hussein konnten die Journalisten im Irak nur mit versteckten Satellitentelefonen kommunizieren, die technischen Möglichkeiten, die Beiträge für die TV-Stationen, „abzusetzen“, gestalteten sich äußerst schwierig. Als Alleinreisender sei es bis heute nicht gut, in Bagdad abzusteigen. Der österreichische Reporter kennt einige vertrauenswürdige Taxifahrer, die ihn sicher in die Stadt bringen. „Für die Strecke, die man früher mit dem Auto vom Flughafen bis zum Hotel in etwa 40 Minuten zurücklegte, benötigt man heute Stunden. Wir fahren zum Beispiel fünf Kilometer durch ‚Niemandland‘, quer durch sunnitisches Feindesland.“ Auch wenn die Amerikaner die Stadt „befreit“ haben, einfacher geworden ist die journalistische Arbeit dadurch nicht. Die Ausweisungspflicht der Amerikaner wächst sich zum bürokratischen Zerberus aus, vor der Akkreditierung für die grüne Zone benötigen die Reporter acht Ausweise. Ohne großen Erfolg, wie sich bei der Konferenz mit den Anrainerstaaten des Irak im März zeigte. Trotz Scanning und scharfen Überwachungen explodierten zwei, drei Granaten: „Da brauchte man dann keinen Ausweis mehr“, berichtet der Wiener über das Chaos. „Die große Katastrophe im Irak ist, dass die Intellektuellen fortgehen, es gibt keine Lehrer mehr, keine Ärzte, Journalisten. Und auch keine Armee, die die Menschen beschützt“, kommentiert er die derzeitige Lage im Irak.

Das Fernsehen schafft eine eigene Wirklichkeit

Groteskerweise erlebte der Korrespondent die gefährlichste Situation in seinem Beruf nicht im Bombenhagel und Feuergefecht, sondern in einem Aufzug in Bagdad: „Ich war im Fahrstuhl gut eine halbe Stunde eingeschlossen – bei mindestens 60 Grad Celsius.“ Doch Friedrich Orter sieht den gefährlichen Teil seiner Arbeit sehr pragmatisch: „Mit 30 wurde mir bewusst: Es geht nicht ewig weiter so. Der Journalismus ist ein Geschäft mit Ablaufdatum.“ Seine Devise lautet: Zu Tode gefürchtet ist auch gestorben.

Nach über 30 Jahren Berichterstattung von Krieg und Katastrophen zeigt sich Friedrich Orter teilweise desillusioniert von seiner Arbeit. „Die zahlreichen Grausamkeiten im Weltgeschehen, die letztlich durch politische Arroganz und Ignoranz bestehen bleiben. Die Verbrechen bleiben ungesühnt. Die zwei größten Verbrecher

in Serbien laufen immer noch unbehelligt herum. Vertriebene finden keine Rückkehr und die Toten ohnehin nicht.“ Ebenso sieht er die Medienlandschaft in kritischem Licht. „Das Fernsehen schafft eine eigene Wirklichkeit, die Bilder zeigen bei weitem nicht alles. In der aktuellen Berichterstattung hat ein Auslandsbeitrag nicht mehr als ein, zwei Minuten Platz.“ Im Internetzeitalter werde der Reporter zum „Mediator“. Er muss abschätzen, einordnen, kommentieren, eine Orientierungshilfe bieten. Dass sich das Berufsbild des Journalisten mit den Möglichkeiten der Technik rasant weiterentwickelt, sieht Orter nicht nur als Vorteil. „Ich bin immer mit einem Kameramann unterwegs. In

andere kommen hätte können.“ Keine Illusionen macht sich der Korrespondent des ORF über die Schattenseiten seines Berufes. Er zitiert dazu Nietzsche: „Wenn du lange genug in den Abgrund schaust, schaut der Abgrund auch in dich hinein. Das von den Menschen inszenierte Leid bringt viele Journalistenkollegen dazu, den Beruf zu wechseln. Oder zur Flasche zu greifen.“ Friedrich Orter selbst findet den Halt bei seiner Familie. Seit 34 Jahren ist er mit seiner Frau Roswitha verheiratet, der er, wie er schreibt, zu verdanken hat, dass er „die physischen und psychischen Strapazen so mancher ‚Reise ans Ende der Nacht‘ und in das ‚Herz der Finsternis‘ bisher – ohne mit dem Schicksal zu hadern

„Wir Lebenden brauchen Hilfe. Die Toten können warten.“

Zitat des Verwalters der Massengräber von Srebrenica

zehn Jahren vielleicht wird ein Redakteur alleine berichten, mit eigener Kamera und dem Laptop alles selbst machen – fragt sich nur, wie man das aushält.“ Auch ihn selbst haben die Bilder des Schreckens verändert: „Ich bin zynisch geworden. Aber nur gegen mich selbst, nie gegen die Opfer oder die Zuseher des Fernsehens.“ Dennoch würde er seinen Beruf wahrscheinlich wieder wählen. An viele Orte, von denen er berichtet hat, möchte Friedrich Orter gerne zurückkehren, „aus journalistischer Neugier und um die Leute wiederzutreffen. Ich habe 1992 in Bosnien einem Flüchtling einen Ofen abgekauft und ihm meine Karte gegeben. Jahre später kam der Mann zu mir, mit einem vergoldeten Kaffeeservice und bedankte sich dafür“, erinnert sich der Korrespondent gerne. Einer der schlimmsten Momente, die er hingegen erlebt hat, waren in einer Station für krebserkrankte Kinder in Pasua. „Hier gab es schon vor dem zweiten Golfkrieg viel zu wenig Geld und Personal. Nun stand ein Arzt da, mehr oder weniger allein mit den todkranken Kindern im Alter von sechs bis acht Jahren und kommentierte die Lage ‚Ich muss so tun, als ob ich helfe‘.“ Nach diesen Erlebnissen kommt Friedrich Orter zu dem Schluss: „Wir leben in Österreich auf einer Insel der Seligen. Wir sind auf die Butterseite des Lebens gefallen. Wenn wir 60 Kilometer weiter schauen, stellen wir fest, dass es auch

und ohne erwähnenswerte körperliche und seelische Schrammen – überstanden hat.“ Zudem findet er beim Wandern, in der Musik und in der Literatur, besonders bei den Klassikern und den Autoren des 19. Jahrhunderts, Zuflucht aus der rauen Realität. „Ich weiß nicht, wie oft ich ‚Krieg und Frieden‘ gelesen habe, das ist vielleicht eine Art Psychotherapie für mich.“ Zu kurz komme ein wenig, das kulturelle Angebot der Bundeshauptstadt zu nutzen. Sein Beruf steht jedoch nach wie vor im Vordergrund. Aus einem umfassenden und idealistischen Verständnis von Journalismus heraus. Denn, so zitiert Friedrich Orter in seinem Buch „Verrückte Welten“ den Verwalter der Massengräber von Srebrenica: „Wir Lebenden brauchen Hilfe. Die Toten können warten.“ ■



Schreiben, um das „Verschüttete nicht ganz zu verschütten“: 2005.